

Mathematik, Menschen und Moneten

Ich beginne mit einem längeren Vorspann – oder sollte man eher von einem Outing sprechen? So könnte man es vielleicht nennen.

Zunächst: In meinen 30 Jahren bei der NZZ-Wirtschaftsredaktion galt die Assekuranz immer als langweilig, verstaubt und abstrakt. *Tobias Straumann* in seinem Interview und mehrere andere Beiträge im Buch verwenden ähnliche Charakterisierungen. Für Maschinenindustrie, Uhrenindustrie, Bauwirtschaft, Pharma, Nahrungsmittel und natürlich die Banken konnten sich die Kollegen und Kolleginnen begeistern - aber für die Versicherung? Da war es schwierig, jemanden zu motivieren. Dabei sprach man in der guten alten Zeit – die nicht immer so gut war – nicht ohne Grund von Bankbeamten, weil Bankangestellte wie Beamte ihrer Kundschaft nicht nachrennen mussten. Versicherungsagenten dagegen mussten Geschäfte hereinholen, für ihre Firma werben, innovative Produkte verkaufen. Die Assekuranz war dynamisch. Doch als sexy galt das Banking, der Insurance fehlten Glamour und Sexappeal. Eher prägte, wie *Thomas Zaugg* schreibt, in der Bevölkerung (und in der relativ aufgeklärten NZZ-Redaktion) der aufsässige Versicherungsvertreter das Image

Ferner: Sammelbände halte ich tendenziell auch eher für langweilig. Ich weiss das, denn ich habe selbst einige solcher Werke herausgegeben oder an ihnen mitgewirkt. Die Qualität der Texte ist meist trotz mehrfacher Redaktion immer noch zu unterschiedlich, viele halten sich nicht an die Vorgaben und schreiben viel zu lang, und den roten Faden, selbst wenn ihn die Herausgeberin, der Herausgeber mit noch so grosser Insistenz vorgibt, muss man oft suchen. Der Schweizerische Versicherungsverband, der Verein für wirtschaftshistorische Studien und *Claudia Wirz* als federführende Herausgeberin haben sich also auf einen ziemlichen Uphill-battle eingelassen, als sie beschlossen, aus Anlass des 125jährigen Bestehens des Verbandes ein Buch mit Beiträgen zahlreicher Autorinnen und Autoren aufzulegen. Doch das Wagnis hat sich gelohnt, das Resultat ist nicht nur besser, als man es hätte befürchten können. Das Werk ist gelungen, ja hat sogar das Potential, als Gesamtübersicht der ganzen Branche, nicht nur einzelner Firmen oder Segmente, zu einem Standardwerk zu werden.

Schliesslich: Schwarz und Wirz hiess einmal eine erfolgreiche Kolumne in der NZZ. Es ist also keine Geheimnis, dass mich mit Claudia Wirz eine lange,

inzwischen längst zur Freundschaft gewordene Zusammenarbeit verbindet, und genauso wenig ist es ein Geheimnis, dass einige Autoren und Autorinnen langjährige Gefährten sind. Wer zu Verschwörungs- oder Verfilzungstheorien neigt und daher mein wohlwollendes Urteil diesen Beziehungen zuschreibt, den kann ich beruhigen. Loyalitäten dürfen der fairen Kritik nicht im Wege stehen. Natürlich darf man nicht unanständig werden, aber ich musste in meinem Beruf oft Kameradschaften, ja Freundschaften strapazieren. Wenn ich es für sachgerecht hielte, würde ich also auch hier kritisch sein. Claudia Wirz und Jan Mühletaler wissen das, weshalb ich es besonders zu schätzen weiss, dass sie mich trotzdem eingeladen haben. Offenbar waren sie sich ihrer Sache bzw. der Qualität des Buches ziemlich sicher – mit Recht, wie mir scheint.

Warum ist es Claudia und ihrem Team gelungen, ein beeindruckend gutes Buch zu verfassen? Das fängt mit der Autorenschaft an. Da handelt es sich fast durchgehend nicht nur um bekannte Namen, sondern um gute Leute, gewiss zum Teil Primaballerinen, aber bekannt für Substanz, auch für Ecken und Kanten, für einen gewissen Mut, nicht im Mainstream mitzuschwimmen. Das liest man einfach lieber als die Phrasen der Zeitgeistler und das Gesäusel der Opportunisten. Viele Texte atmen bei aller Sachlichkeit doch Temperament, manchmal Ironie und sogar Humor – und sie sind in der Regel kurz und bündig. Dazu kommt eine erfrischende Vielfalt. Ältere und jüngere Semester, Frauen und Männer, Wissenschaftler und Journalisten und vor allem viele Spezialisierungen: Geschichte, Ökonomie, Jus, Geisteswissenschaften. Als probates Mittel gegen die Langeweile erweist sich auch der Mix der Textformen. Neben klassischen Sachaufsätzen gibt es ein tiefenscharfes Interview mit Tobias Straumann, und es gibt sechs Miniaturen von Claudia Wirz über Pioniere der Versicherungswirtschaft. Sie verdeutlichen, dass es für Versicherungen neben Mathematik und Moneten auch Menschen mit Herzblut und Kompetenz braucht und die Erfolgsgeschichte der Branche nicht zuletzt auf dem sozialen Engagement von weitsichtigen Menschen fusst. Und sie zeigen, dass nicht nur die typischen Gründer in der Industrie als Unternehmer verstanden werden müssen, sondern, ganz im Sinne von Josef Schumpeter, etwa auch der Fädlerbub und Priester Johann Baptist Jung. Er initiierte, inspiriert von der Sozialenzyklika «Rerum Novarum» von Papst Leo XIII aus dem Jahr 1891, unmittelbar vor der Jahrhundertwende in St. Gallen die Gründung der ersten christlichsozialen Kranken- und Unfallkasse der Schweiz, aus der die CSS hervorging. Persönlich finde ich, man hätte dem Alfred Escher der

Schweizer Versicherungswirtschaft, dem aus Galizien stammenden Moritz Grossmann, ruhig etwas mehr Platz einräumen dürfen als den anderen, auch wenn dies das Schema der zweiseitigen Porträts gesprengt hätte und wenn er wegen seiner Bedeutung ohnehin auch in einigen anderen Texten vorkommt.

Ich könnte nun versuchen, die 200 Seiten des Buches kurz Revue passieren zu lassen. Das wäre jedoch kaum im Sinne der Autoren und Autorinnen, die natürlich möchten, dass Sie das ganze Buch lesen – oder wenigstens den Text, den sie geschrieben haben. Daher will ich stattdessen einfach ein paar Take-aways, einige flirrende Überlegungen nach der Lektüre des Buches formulieren, eklektisch, ohne Gewichtung, in der Hoffnung, sie regen den Leseappetit an.

1. Das Buch führt einem vor Augen, wie bedeutend die Assekuranz in ihrer Gesamtheit ist. Privatversicherungen inkl. Rückversicherungen und alle obligatorischen und sozialen Versicherungen zusammen kommen gemäss *Alexandra Janssen* auf ein Prämienvolumen von über 200 Mrd. Fr. jährlich, also auf deutlich mehr als einen Viertel des jährlichen Volkseinkommens. Sie wissen das sicher alle, aber die Öffentlichkeit nimmt den Sektor (auch wegen seiner Heterogenität) ganz sicher nicht so gewichtig wahr. Hingegen ist vermutlich nicht einmal Ihnen bewusst, wie dynamisch sich die Assekuranz entwickelt hat. Gemäss *Michele Salvi* ist die Wertschöpfung pro Mitarbeiterstunde in den letzten 20 Jahren real um 80% gewachsen, stärker als in jedem anderen Dienstleistungssektor.
2. Einige Autoren, vor allem *Beat Kappeler*, zeigen schön, dass das Streben nach Absicherung wirtschaftlicher Tätigkeiten tausende Jahre alt ist. Aber diese Absicherungen erfolgten, gemessen an dem, was veritable Versicherungen leisten, mit Behelfsmassnahmen. Das Absichern ist also einige tausende Jahre alt, das eigentliche Versichern «erst» einige Jahrhunderte.
3. Bei der Lektüre (etwa von *Markus Somm*) wird klar, dass die Schweiz bei den Versicherungen ein Nachzügler war, was den raschen Aufstieg zu einem der führenden Versicherungsplätze der Welt umso erstaunlicher machte. Grossbritannien, Italien mit Genua, Österreich-Ungarn mit Triest, die Niederlande mit Amsterdam, Deutschland und Frankreich waren weiter fortgeschritten, weil das Versicherungswesen der Neuzeit in der Seefahrt wurzelt. Zwar wurde 1825/26 die Schweizerische Mobiliar gegründet, aber richtig los ging es im Binnenland Schweiz erst Ende der

1850er Jahre mit der Gründung der Helvetia in St. Gallen, der La Suisse und der Rentenanstalt. Es folgten in den 1860er Jahren die Baloise und die Schweizer Rück, in den 1870er Jahren die Zürich und die Winterthur (oder deren Vorgänger), und weniger als 50 Jahre später, noch vor dem Ersten Weltkrieg, war die Schweiz eine führende Versicherungsnation. Sie bediente sich dazu, wie auch in anderen Gebieten, sehr geschickt des Erfahrungswissens aus dem Ausland mittels kontrollierter Einwanderung.

4. Es ist gut, dass in einer «Festschrift» dunkle Seiten der Geschichte wenn nicht gerade ausgebreitet, so doch nicht verschwiegen werden. So lesen wir bei *Martin Lengwiler*, dass Schweizer Lebensversicherer im Zweiten Weltkrieg ihre Marktstellung in Deutschland deutlich ausbauen konnten, sich dafür aber oft politisch vereinnahmen liessen. Die meisten Firmen stellten nationalsozialistische Parteimitglieder ein und beteiligten sich an Arisierungskampagnen. Nicht gerade Entgleisungen, aber doch Irrwege gab es auch in den letzten Jahrzehnten. Da war etwa, wie *Daniel Künstle* schreibt, der Allfinanzhype, der zu einem grossen Abschreibungsbedarf führte, die finanzielle Schieflage der Lebensversicherer, nicht über jeden Verdacht erhabene Entlohnungspraktiken oder die «Rettung» der Swiss Re durch eine Beteiligung von Warren Buffett. Es war also nicht alles eitel Wonne. Aber wo ist es das schon in einer Geschichte von 200 Jahren?
5. Durch das Buch flirrt der Gegensatz zwischen «richtigen» Versicherungen und Sozialversicherungen. Erstere basieren auf solider Mathematik, dem Gesetz der grossen Zahl und der Wahrscheinlichkeitsrechnung. Die Versicherungsvorfälle werden durch die Prämien aller Versicherten abgedeckt. Somit wird von den Nicht-Geschädigten zu den Geschädigten «umverteilt», aber nicht von arm zu reich, von jung zu alt oder von Mann zu Frau. Das ist bei Sozialversicherungen anders – sozial heisst bei ihnen nicht nur Absicherung gegen die Wechselfälle des Lebens, sondern meist Umverteilung, und sie kommen kaum ohne staatliche Subventionen aus. Sind sie daher nicht eher Sozialwerke als Versicherungen? *Katharina Fontana* legt dar, dass die AHV ein äusserst solidarisches Sozialwerk mit starker Umverteilung zugunsten der Frauen ist, so stark, dass sich frage, «ob die Privilegierung der Ehefrauen in der AHV noch zeitgemäss ist».
6. Versicherungen ändern das Verhalten. Das wissen wir. Der Fachausdruck lautet Moral Hazard. Man wird risikoreicher, nachlässiger, sorgloser. Die Versicherung zahlt ja. Nun will man ja genau das, dass die Menschen

nicht von Sorgen erdrückt werden. Aber geht der Anreiz nicht oft zu weit? Führt die Versicherung nicht dazu, dass man zu wenig individuell spart für die unangenehmen Überraschungen im Leben, aber auch für das fast sichere hohe Alter? Oder dass man auf Gebrauchsgüter und das Auto weniger aufpasst? Oder dass man einen ungesunden Lebenswandel führt? Und dass man, wenn dann der Schaden eingetreten ist, nicht eine Minimal-, sondern eine Maximallösung sucht. Dieses Grundproblem jeder Versicherung behandelt *Beat Gygi* ausführlich und kompetent.

7. Mein besonderes Interesse gilt ordnungspolitischen Betrachtungen. Selbst die liberalsten der Autorinnen bejahen Obligationen und die Regulierung durch den Staat, weil Versicherungsmärkte eben speziell sind. Den Status quo halten aber alle für nicht ideal, und sie machen Vorschläge, wie man die Branche näher an den Markt heranzuführen und liberalisieren könnte. Einer besteht in der Einführung einer Art Schuldenbremse für die AHV, ein anderer, radikalerer oder utopischerer, «wegen des Kettenbriefcharakters des Umlageverfahrens», wie Alexandra Janssen schreibt, im Umbau der Ersten Säule zu einem Kapitaldeckungsverfahren. *Reiner Eichenberger* und *Fabian Kuhn* möchten die Bildung von privatem Vorsorgekapital dadurch fördern, dass die Kapitalerträge nur real, also inflationsbereinigt besteuert werden. Generell ginge es darum, das fast undurchdringbare Gestrüpp an Vorschriften und Massnahmen so auszulichten, dass die Unternehmen atmen, sich freier bewegen und vor allem innovativ entwickeln können.
8. Durch die Sozialversicherungslandschaft zieht sich der unüberwindbare Graben zwischen wirtschaftlicher Realität und politischen Träumen. Auf lange Frist dominiert immer die Realität, weswegen alle Versicherungen nach ökonomischen Grundsätzen und nicht nach politischen Vorgaben geführt werden sollten. Das drängendste Beispiel ist der politisch klar über dem aktuarisch richtigen Wert fixierte Mindestumwandlungssatz in der Zweiten Säule. Er bewirkt gemäss *Melanie Häner-Müller* eine jährliche Umverteilung von den Aktiven zu den Rentnern von über 2 Mrd. Fr. Auch in der Krankenversicherung klafft seit 130 Jahren, wie *Urs Hafner* schreibt, ein Graben zwischen marktlichen und staatsgläubigen Vorstellungen. Liberale setzen auf Eigenverantwortung mit hohem Selbstbehalt, Privatisierung der Spitäler und Aufhebung des Vertragszwangs, die Linke forciert unbeirrt die staatliche Einheitskasse.

Zum Schluss keine Kritik, denn am Rande wird mein Anliegen durchaus berührt, aber vielleicht eine Anregung für einen nächsten Aufsatz, eine nächste Studie. Die Versicherung ist tatsächlich eine grossartige Innovation der Moderne, wie der Titel über dem Gespräch zwischen Claudia Wirz und Tobias Straumann lautet, das kann man gar nicht genug betonen. Und die Schweiz, dieses «Land der ewigen Sicherheit» (Markus Sömm), gehört zu den bestversicherten Ländern der Welt. Doch ist das gut? Es wäre jedenfalls interessant, noch etwas mehr den negativen Wirkungen des Versicherns nachzugehen. Gibt es ein Optimum? Gibt es so etwas wie eine Überversicherung – individuell und volkswirtschaftlich? Ich bin ein grosser Anhänger des Paracelsus-Theorems in der Wirtschafts- und Gesellschaftspolitik. Im Übermass wird alles zum Gift. Glauben wir zu sehr daran, dass man alles wenn vielleicht nicht absichern, so doch versichern kann? Leben wir also zu wenig mit dem Risiko, obwohl das ganze Leben ein Risiko ist? Hat uns die Vorstellung, man könne sich gegen alle Fährnisse des Lebens bzw. deren Folgen versichern, statt mutiger und unternehmerischer vielleicht zu sehr auf Sicherheit bedacht gemacht? Und hat das Versprechen, man könne fast alles versichern, jene Vollkaskoamentalität und jene Vollkaskoansprüche entstehen lassen, die uns so sehr behindern? Befinden wir uns also nicht nur auf dem Hayek'schen Weg zur Knechtschaft, sondern daneben auch auf einem Weg zum Versicherungssozialismus, der mit der Zeit alle Ritzen unserer Gesellschaft durchdringt? Ich weiss es nicht. Aber die Lektüre des Buches hat mich zu solch nachdenklichen Fragen angeregt. Und das ist eigentlich das grösste Kompliment, das man einem Buch machen kann.